

Beleg

VBA 68671

Deutsches Pfarrerblatt

BUNDESBLATT
DER DEUTSCHEN EVANGELISCHEN PFARRERVEREINE

Nr. 7 / 59. Jahrgang
Postverlagsort Essen

1. April 1959

103

AUSGABE A

VON EINEM PFARRER IN DER DDR Antwort an Karl Barth

Sehr geehrter Herr Professor!

Für Ihren Brief von Ende August 1958 (Karl Barth, Brief an einen Pfarrer in der DDR, Evangelischer Verlag AG, Jollikon) darf ich Ihnen zunächst bestens danken. Derselbe war zwar nicht an mich persönlich, aber doch wohl auch an mich gerichtet.

Daß Ihr Brief mich und die andern Pfarrbrüder tatsächlich erreicht hat, wird Ihnen eine Befriedigung sein. Ganz so schwer, wie Sie anzunehmen scheinen, ist es mit solchen Briefen, die in der Bundesrepublik oder im westlichen Ausland an uns aufgegeben werden, nicht. Das erstemal — es war um die Weihnachtszeit auf einer Pfarrerversammlung — hatten wir bereits aus dem Munde unseres Bischofs einige Auszüge aus Ihrem Schreiben vorgelesen bekommen. Dann habe ich an den Verlag nach Jollikon geschrieben und um die Übersendung eines Exemplars gebeten. Das klappte allerdings nicht gleich auf Anhieb. Aber auf eine zweite Bitte wurde mir das Büchlein gesandt. Ich habe es in der Zwischenzeit eifrig studiert. (Der hohle Zahn eines Sonderkuriers, von dem Sie schreiben, brauchte also in diesem Falle nicht bemüht zu werden.)

Sie dürfen versichert sein: es ist uns eine große Genugtuung und Stärkung, wenn wir merken und spüren, daß außerhalb unseres eigenen Landes Menschen da sind, die an uns denken, die Interesse haben für das, was uns bewegt, die uns einschließen in Ihre Fürbitte, die uns helfen wollen mit Rat und Tat, die uns jedenfalls nicht abgeschwieben haben, wie das heute leider auch unter Christen durchaus möglich sein kann. Wir sind ja ganz darauf angewiesen, daß wir nicht noch immer mehr in die Isolierung hineingeraten.

Ich will Ihnen nun auch gleich noch sagen, wer ich bin, damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben. Ich bin einer von denen, die Studenten der Theologie (in Jena) waren, als Ihr Römerbriefkommentar Anfang der 20er Jahre erschien. Aufgerührt hat mich dieses Buch, wenn auch wohl nicht im Innersten erschüttert. Ich habe seine theologische Konzeption als einseitig und überspitzt empfunden, ohne daß ich das in diesem Zusammenhang im einzelnen begründen kann. Ich war dann nach meinem Studium drei Jahre in den USA. Unter den starken und lebendigen kirchlichen Eindrücken, die ich dort empfing, hat sich eine bestimmte Zurückhaltung noch verstärkt, so gewiß gerade auch in Amerika die von Ihnen vertretenen theologischen Gedanken — vielleicht in noch stärkerem Maße als in Europa — ihr gutes Recht gehabt haben und noch weiter haben. In den Jahren des Nazismus haben wir uns Ihnen als evangelische Pfarrer in Ihrer Einstellung gegenüber dem damaligen politischen System verbunden gefühlt. Sie haben als Professor in Bonn am eigenen Leibe zu spüren bekommen, was vielen Pfarrern in ähnlicher Weise als eine schwere Last auferlegt war. — Leider hat sich bisher für mich keine Möglichkeit ergeben, Ihre kirchliche Dog-

matik in meinen Besitz zu bringen. Wir haben es nicht so einfach, theologische Literatur aus dem Westen in die Hand zu bekommen. —

Gestatten Sie, daß ich Ihren Brief mit den 40 Seiten seines gedruckten Textes durchgehe und im einzelnen dazu Stellung nehme. Sie machen zunächst bestimmte mehr allgemeine Äußerungen und kommen dann auf acht konkrete Einzelfragen zu sprechen, die Ihnen einer unserer DDR-Brüder so gestellt hat.

Sie knüpfen an die Stelle aus dem 1. Petrusbrief an (Kapitel 5, 8 und 9), wo Petrus schreibt: „Eurem Widersacher, dem Teufel, der umgeht wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, widersteht, fest im Glauben!“ Sie führen dazu im einzelnen aus: „Der ‚Widersacher‘, an den heute bei Ihnen viele — und je weiter man nach dem Westen kommt, sicher die meisten — denken, mag der Kommunismus sein; ein gerade in seiner spezifisch deutschen und konsequenten Art gewiß besonders laut brüllender und aufs ‚Verschlingen‘ besonders bedachter Löwe. Immerhin: es ist doch wohl überall ein auf einer gefährlichen optischen Täuschung beruhender Irrtum im Spiel, wo man jenen ‚Löwen‘ ohne weiteres mit dem Kommunismus an sich und als solchen identifiziert und folglich bei dem den Christen gebotenen ‚Widerstehen‘ schnurgerade an irgendeinen Widerstand gegen den Kommunismus als solchen (an irgendeinen grob oder fein zu betätigenden ‚Anti-Kommunismus‘) denkt. Die Sache ist komplizierter: Natur-

Aus dem Inhalt:

Antwort an Karl Barth	145
O. F. Rosinski: Georg Friedrich Händel	147
Manfred Langhans: Wir müssen missionierende Kirche werden	148
Erich Freudenstein: Das Hilfswerk als Erbe	150
Ernst Henn: Darwin und der abendländische Geist (I)	152
Wilhelm Horkel: Zur Thematik des geistlichen Liedes	154
Dies und das: H., „Ich achte alles für Kot“	155
Aussprache: H. W. Jaeschke, „Kirchenlatein“	156
K. Schüle, Recht oder Rache?	156
Hennig, Unsere Predigt — zu oft, zu lang, zu unverständlich	156
Predigthilfe und Kindergottesdienst	157
Aus der Welt des Buches: Kirchengeschichte — Gesammelte Werke — Ehe und Familie — Catholica — Allerlei	164

lich hat auch der Kommunismus als solcher einiges und nicht einmal ganz wenig mit jenem 'Widerfacher' zu tun, aber genaugenommen doch nur, sofern er die Gestalt und die Macht eines Versuchers hat, der die Menschen und insbesondere die Christen zu verkehrten Einstellungen und Verhaltensweisen ihm gegenüber — etwa zur Angst, zur blinden Unterwürfigkeit, zum blinden Haß, zur Halbherzigkeit, zur Doppelzüngigkeit, zu einer Schlangenklugheit, deren Wesen nicht die Laubeneinfalt ist, zum Heulen mit den Wölfen oder zur Furcht, von ihnen gefressen zu werden, zum Kollaborieren oder zur Obstruktion, zur Sorge und so zum Gebrauch all der falschen Mittel und Waffen, nach denen der besorgte Mensch auch anderswo zu greifen pflegt, kurzum: zur tätlichen Gottlosigkeit, die die wahre, ernstlich so zu nennende Gottlosigkeit ist — veranlassen und verführen mag. Wo er und insofern er das tut — strenggenommen nur da und insofern! — ist er der heute umgehende spezifische Dstlöwe! Dem Kommunismus, der diese Zerstörung anrichten will, gilt es zu widerstehen!" (Ihr Brief S. 10 f.)

Sie lesen die Stelle im 1. Petrusbrief zu Ende, wo es heißt: „Wisset, daß die gleichen Leiden eure Bruderschaft in der ganzen Welt treffen“ (Züricher Bibel). Von daher kommen Sie auf den „W e s t l ö w e n“ zu sprechen, den Sie für nicht minder gefährlich anzusehen scheinen: „Die heutige Westmacht hat mit jener (der Ostmacht) durchaus gemeinsam, daß in der ihr eigenen Weise auch sie der Gemeinde das ausreden und verunmöglichen möchte, was sie zur christlichen Gemeinde macht: das nicht nur halbblaute, sondern laute Ausrichten das der Welt fremden, des sie störenden Zeugnisses von Gottes nahe herbeigekommener und in ihrer letzten Offenbarung auf sie zukommender Herrschaft, von seinem Reich in seiner Überlegenheit und Sieghaftigkeit gegen über allen wirtschaftlichen, politischen, ideologischen, kulturellen, auch religiösen Menschenreichen“ (S. 13). **C h r i s t u s f e i n d s c h a f t** — Sie gebrauchen den Ausdruck mit Vorbehalt — gäbe es nicht nur im kommunistischen Osten, sondern, wenn auch in anderer Form, auch in der angeblich freien Welt des Westens. Die der Gemeinde aufgetragene Botschaft von Christus als dem Unbegriff jener kommenden Gottesherrschaft sei „dem Westen genauso widrig und peinlich wie dem Osten: wer weiß, im Grunde vielleicht noch widriger und peinlicher“ (S. 13). Dem „o f f e n e n T o t a l i t a r i s m u s“ bei uns stellen Sie den „s c h l e i c h e n d e n“ im Westen gegenüber (S. 14). Allerdings der wirkliche Antichrist sei noch ein anderer als der Ostlöwe und der Westlöwe. „Er wird sich ja von Christus lange nicht so deutlich wie diese alle abheben, sondern selbst eine Art Christusgestalt sein: wer weiß, irgendwie auf der Linie des Thorwaldsenschen Christus(?)!“ (S. 12.)

Sie ziehen von da aus den Schluß, daß Christen im Osten und Christen im Westen, im Grunde genommen, in derselben Lage sind. „Wir können und müssen es einander glauben, daß es der Gemeinde und jedem einzelnen Christen dort u n d hier schwer gemacht ist, den schmalen Weg immer wieder zu finden und zu gehen, der ihr Weg allein sein kann . . . , d. h. schlicht beim hier wie dort gültigen, hier wie dort seltsamen und unbeliebten Evangelium von der freien Gnade zu bleiben. Es geht nicht anders, als daß wir die uns damit auferlegte L a s t, so andersartig sie hier und dort gestaltet ist, als die e i n e von der e i n e n Gemeinde Jesu Christi unvermeidlich zu tragende Last erkennen und also miteinander tragen, aber auch — davon ist ja im ersten Petrusbrief und im übrigen Neuen Testament viel die Rede — die eine F r e u d e teilen, die allen, die jene Last zu tragen haben, gewiß ist. Die Christen in der DDR sollen es hiermit hören, daß wir ihres Mitdenkens und ihrer Mitfreude nicht minder bedürftig sind als sie der unsrigen“ (S. 14 f.).

Das ist gewiß ein tröstliches Wort, das wir in vollem Maße so empfinden. Und mancher von uns, der in den letzten Jahren sich selber keinen Rat mehr gewußt hat als den, sich nach dem Westen abzuwenden, mag in der Zwischenzeit zu der Erkenntnis gekommen sein oder doch wenigstens etwas davon ahnen, daß er ohne innere Bedrängnis auch da drüben nicht sein kann. Aber ist es nicht doch ein Unterschied zwischen dem, was ein Christ im Osten auf sich zu nehmen bereit sein muß,

und dem, was ihm im Westen innerlich so oder so zu schaffen macht? Gewiß, wir kennen unsere christliche Verpflichtung, und wir lassen uns durch Sie noch besonders darauf hinweisen, daß wir „an den Gott ernstlich und fröhlich glauben sollen, den zu bezeugen dort Ihr wie hier unser Auftrag ist“ (S. 15). Aber dann bitten wir doch zugleich um Ihr brüderliches Verständnis, daß wir manchmal m ü d e w e r d e n. Die Aufgabe, vor der wir gestellt sind, ist zu groß, daß wir ihr nicht immer in vollem Maße gewachsen sind. Sie haben von uns eine (zu) gute Meinung, wenn Sie schreiben: „Die christliche Gemeinde in der Ostzone dürfte jetzt zu unser aller Beschämung und Ermunterung ein einziger Bund von solchen Leuten werden, die, ohne sich Illusionen zu machen, aber auch ohne zu murren und ohne sich zu sperren, allein auf Gott, auf Ihn aber wirklich hoffen . . .“ Verstehen Sie, bitte, es ist leichter, einen solchen Rat in der Ferne zu erteilen, „in einem Bauernhäuschen auf einer einsamen Höhe im bernischen Emmenthal“, in dem Sie Ihren Brief geschrieben haben, als ihn unter dem unmittelbaren Eindruck von täglichen Geschehnissen und Ereignissen in all ihrer Beschwerlichkeit zu befolgen. Sie müßten wohl, wenn dazu die Möglichkeit bestünde, für ein Vierteljahr oder für ein ganzes Jahr oder besser noch für unbestimmte Zeit zu uns kommen und mit uns teilen, was es zu teilen gibt zwischen Menschen, die bereit sind, miteinander Lasten zu tragen, die ihnen auferlegt sind. Von der Höhe des bernischen Oberlandes ist das alles nicht so leicht möglich.

Sie reden uns auch gut zu, daß wir in dem allen, was uns zu schaffen macht, nicht nur das Beschwerliche sehen und erkennen möchten. Sie sehen in der „Fremdmacht des von Moskau inspierten und dirigierten Sozialismus“ nicht nur die Fremdmacht, „da auch sie mit allem, was sie als solche charakterisiert, bestimmt nur Sein Werkzeug sein, eine Funktion in Seinem Plan erfüllen kann“ (S. 16). Immerhin, Sie geben zu, daß „unser Staat es mit dem Atheismus und Materialismus etwas toll zu treiben scheint“, fügen dann aber gleich wieder einschränkend hinzu: „Ruhig Blut: die Blase eines reinen und ebenso üblen Materialismus wird zu ihrer Stunde ebenso platzen . . .“ Und wie ist es mit dem Atheismus? . . . „Als ob Er, der sich in Jesus Christus eines jeden Menschen und so auch ihrer (der Atheisten) angenommen hat, damit ‚menschenlos‘ würde, daß etliche es sich beikommen lassen, ‚gottlos‘ sein zu wollen! Als ob sie Ihm damit entlaufen könnten!“ (S. 18 f.)

Ich stimme Ihnen in dem zu, was Sie über den gesellschaftlichen Charakter des Totalitarismus schreiben (S. 20 ff.). Seine Dynamik bestehe in seiner Gesellschaftlichkeit. Diesem politischen und weltanschaulichen Totalitarismus stehe die Gemeinde mit dem Totalitarismus ihrer Botschaft auf einer ganz anderen Ebene gegenüber. Das ist von uns in den Auseinandersetzungen der letzten Jahre so oft nicht richtig gesehen worden. Da wurde die eine kirchliche Gesellschaftlichkeit gegen die andere politische ausgespielt, so als wären sie zwei gleichberechtigte Partner, die auf derselben Ebene gegeneinander stehen.

Weniger vermag ich Ihre Auffassung zu teilen mit Bezug auf die Beurteilung traditionellen evangelischen Kirchentums, wie es in dieser Form in Jahrhunderten gerade auch in Deutschland einen bestimmten festen Bestand gehabt hat. Daß von diesem Kirchentum manches heute nicht mehr lebensfähig ist und einer gründlichen inneren Erneuerung bedarf, das sehen wir aus der Nähe, soweit unsere eigenen Verhältnisse in Frage kommen, ebenso deutlich wie Sie aus der Ferne. Andererseits zögern wir, uns das Wort vom Ende des konstantinischen Zeitalters zu eigen zu machen (obwohl es in unserem Lande geprägt zu sein scheint). Sie haben recht: „Es muß hinsichtlich der kirchlichen Existenzform nicht alles — als wäre jene die allein mögliche — weitergehen wie bisher.“ Ich folge Ihnen auch noch in diesem Gedanken: „Die Stunde könnte kommen oder schon anbrechen, wo Gott dieser ihrer Gestalt wegen ihrer immerhin greifbaren Unwahrhaftigkeit und Unfruchtbarkeit zu unserem Leidwesen, aber zu Seiner Ehre und zum Heil der Menschen ein Ende machen will“ (S. 27). „Da möchte es dann geboten sein, sich nach neuen Wagnissen auf neuen Wegen umzusehen“ (S. 28). Es bleibt aber über solchen Möglichkeiten, die in unserem Lande bis-

her kaum greifbar geworden sind, die Frage offen, ob wir nicht gerade auch gegenüber dem volkstädtlichen Erbe der Vergangenheit mit all seinen Fehlern und Mängeln eine Verpflichtung haben, die als in höchstem Maße gewichtig anzusehen ist. Aber vielleicht begeben Sie sich mit einer solchen Wendung in die Gefahr, Sie nicht ganz richtig verstanden zu haben. Wenn Sie auch von einer Volkskirche (im Sinne von Kirche des Volkes, wie Sie sich ausdrücken) keine große Meinung haben, so lassen Sie doch die Volkskirche als Kirche für das Volk gelten (S. 28). —

Soviel zum Allgemeinen Ihres Briefes. Und nun noch zu den speziellen Fragen, zu denen Sie Stellung nehmen. Ich muß mich jetzt ziemlich kurz fassen, um das zur Verfügung stehende Druckpapier nicht über Gebühr zu strapazieren. Sie äußern sich zur Frage einer etwaigen Loyalitätserklärung gegenüber dem Staat und halten eine solche Erklärung für möglich, allerdings unter bestimmten Vorbehalten. Ähnlich wie in der Schweiz können Sie es sich denken, daß auch bei uns durch eine solche Loyalitätserklärung die „ehrliebe Willigkeit“ zum Ausdruck gebracht wird, „den Bestand (einer bestimmten staatlichen Ordnung) anzuerkennen und sich ihr einzuordnen.“ Sie fügen hinzu: „Loyalität heißt nicht: Gutheißung der dieser Ordnung zugrunde liegenden Ideologie. Und Loyalität heißt nicht: Gutheißung aller und jeder Maßnahmen der tatsächlichen Träger und Repräsentanten dieser Ordnung. Loyalität schließt den Vorbehalt der Gedankenfreiheit gegenüber der Ideologie, aber auch den Vorbehalt des Widerpruchs, eventuell des Widerstandes gegen bestimmte Explikationen einer vorgegebenen Staatsordnung in sich. Es gibt auch so etwas wie eine lokale Opposition“ (S. 31). Ich habe gegen eine solche Formulierung nicht das Geringste einzuwenden, frage mich allerdings, ob ich mich mit so weitreichenden Vorbehalten gegenüber den Stellen, die von mir Loyalität erwarten, durchsetzen kann.

Ob man es auf sich nehmen könne, beim „Wegbeten“ der DDR mitzutun, hängt nach Ihrer Meinung davon ab, ob man es ernstlich verantworten könne, dem lieben Gott mit einer solchen Bitte zu kommen. Sie finden es fruchtbarer, statt gegen, für die DDR zu beten und im übrigen um Licht und Kraft zu einem rechten christlichen Sein und Tun gerade in der DDR.

Der „Öffentlichkeitsanspruch der Kirche“, der von manchen angemeldet wird, erscheint Ihnen ärgerlich.

Die „Beschneidung“ dieses Anspruchs ist nach Ihrer Auffassung als ein der Kirche durch das Werkzeug des sozialistischen Staats wider dessen Willen zugewendetes göttliches Liebeswerk (?) zu verstehen, dem sich zu widersetzen nicht ratsam sein dürfte (S. 33).

Sie warnen uns, aus taktischen Gründen Zugeständnisse zu machen, wo es um der Sache willen nur ein klares Entweder-Oder geben könne. Wer sich vom Wort Gottes her den Weg zeigen läßt, den er gehen soll, brauche sich um die Folgen, die sich daraus für ihn ergeben, keine Sorgen zu machen.

Die vorletzte der gestellten acht Fragen hat es noch einmal mit der Problematik der Volkskirche zu tun. Der Fragesteller scheint ähnliche Bedenken zu haben wie die von mir weiter oben geäußerten. Er fragt: „Ist es nicht als ein leichtsinniges Wagen, mutwilliges Vorpreschen, voreiliges Experimentieren zu beurteilen, wenn die angeblich ‚brüchige Fassade‘ der Kirche schneller abgebaut wird, als es die Umstände mit sich bringen?“ Sie antworten, wenn auch an dieser Stelle, wie ich zu sehen meine, einigermaßen behutsam: „Könnte es nicht sein, daß es Ihnen in der deutschen Ostzone bestimmt ist, uns ... nicht mit großen, spektakulären, aber mit kleinen und dafür bestimmten Schritten in der Richtung jenes Abbaus und Neubaus voranzugehen? Ich frage nur, aber ich frage“ (S. 39 f.).

Schließlich noch die Frage der republikflüchtigen Pfarrer. Sie vertreten die Ansicht, daß die gegen solche Pfarrer getroffenen disziplinarischen Maßnahmen berechtigt sind, scheinen es aber doch für möglich zu halten, daß Pfarrern, die sich aus gewichtigen Gründen entschlossen haben, ihre Arbeit in der DDR aufzugeben, der Charakter eines Pfarrers und die damit verbundenen Rechte wieder zugesprochen werden können.

Ich bin am Ende meines Briefes. Über Meinungsverschiedenheiten hinweg, die sich zwischen Ihnen und uns ergeben haben und wohl auch künftig ergeben können, wollen wir das Gemeinliche, das uns alle aneinander bindet, um so stärker betonen und zu verwirklichen bemüht sein. Wir sind alle in der Hand Gottes, der uns führt und leitet nach Seinem Wohlgefallen, oft über dunkle Wege und Straßen, auf denen ein Vorwärtskommen oft nicht leicht ist, Seiner Herrlichkeit entgegen. Er helfe uns allen!

Gott befohlen

Ihr ergebener M. M.

P F A R R E R O . F . R O S I N S K I / B E R L I N **Georg Friedrich Händel**

Z U S E I N E M 2 0 0 . T O D E S T A G A M 1 4 . A P R I L 1 9 5 9

„Früh übt sich, was ein Meister werden will.“ Dies alte Sprichwort gilt im musikalischen Sinne nicht nur für einen Wolfgang Amadeus Mozart, sondern auch für Georg Friedrich Händel. So sehen wir den kaum zehnjährigen Knaben, der in allem, was „tönte“, lebte und webte, ohne Wissen des Vaters in einem entlegenen Dachkammerchen des Elternhauses sein Klavier eifrig spielen. Es war das Geschenk einer Tante, oder sonst eines Wohlgeinten und konnte in diesen „oberen Regionen“ des Hauses bis zum Fortissimo gebraucht werden, da die Töne nicht bis zu den unteren Räumen gelangten. Später sehen wir den kleinen Georg sein erstes Orgel-Nachspiel in einem Gottesdienst der Stadt Weissenfels zustande bringen, nachdem man ihn auf die Orgelbank gehoben; dann wieder spielt der Zwölfjährige in einem kurfürstlich-brandenburgischen Hofkonzert vor der Kurfürstin Sophie-Charlotte. In der Erkenntnis solch eines außerordentlichen Talents ließ Vater Händel seinen lang festgehaltenen Plan, aus dem Sohn einen Rechtsgelehrten zu machen, fallen und gab ihn in die Lehre zu dem bedeutenden Hallenser Kantor und Komponisten Friedrich Wilhelm Bachow. Daneben durchlief der Knabe das Stadtgymnasium, lernte Latein und alle „seinen Studia“ und sang im Stadtsingchor mit. Seine erste reguläre Orgelbank war die an der reformierten Domkirche, die ihn

für einen Taler pro Woche als „lutherisches Subjekt“ bzw. „Patrizier Organist“ einstellte. Seine Sehnsucht, sich ganz der Musik zu widmen, drückte die von ihm vertonten und geschriebenen Verse aus: „Endlich muß man doch entdecken, was das volle Herze drückt, denn je mehr wir es verdecken, je mehr mehrt sich unsere Qual, ja durch Schweigen wird vielmal unsere Hoffnung gar erstickt.“

1703, sechs Jahre nach des Vaters Tode, verließ der Ahtzjährige heimlich, doch mit Wissen der Mutter, Halle und ging als Geiger an die Hamburger Oper. Von einer Bewerbung um die freierwerbende vornehmste norddeutsche Organistenstelle zu Lübeck, z. B. mit dem altgewordenen Dietrich Buxtehude besetzt, glaubte er nach einer Reise dorthin doch Abstand nehmen zu müssen als er hörte, daß der Inhaber der Stelle nach altem Herkommen „die nachgelassene Jungfer Buxtehude“, Witte der Dreißig, ehelichen müsse. Hier in Hamburg, schrieb Händel, nachdem er schon in Halle sich an einigen Solo-Kantaten und Trio-Sonaten versucht hatte, seine drei ersten Opern „Almira“, „Nero“ und „Ottavia“, die mit wechselndem Beifall aufgenommen wurden.

Um das Ursprungsland der Musikdramatik, Italien, kennenzulernen, besuchte der junge Musiker Florenz, Rom und Neapel.